**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 13 (1909)

**Artikel:** Schlafwandel [Fortsetzung]
**Autor:** Siebel, Johanna
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-573952

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Sommer im Sihltal.

# Frühsommer.

Am Rain, den wenige finden,
Der Ackerpfad führt dran vorbei,
Da duftet's wieder und leuchtet
Von Gras und Blumen mancherlei.

Das arme Fleckchen Erde,
Der Sommer hat es reich gemacht:
Margriten, Klee und Glocken,
Kein Garten weiß von solcher Pracht.

Die Hacke auf dem Rücken
Schreit' ich vorbei; der Tag ist klar —
Er weckt in meinem Herzen
Ein Sehnen süß und wunderbar.

Aus tausend Blumenkelchen
Steigt meiner Kindheit Traum empor,
Wie Läuten fern herüber
Tönt mir der Grillen Sang im Ohr.

Ich weiß es nicht zu sagen,
Wie mich der Stunde Glanz berückt,
So wird ein Pfad der Sorgen
Mit Licht und Gnaden hold geschmückt.

Alfred Huggenberger.

---

# Schlafwandel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung).

Ulrich Norden erhebt sich aus seinem Gedankenverlorensein und nickt bestätigend vor sich hin. Ja, dieses Gesicht mit seinem nonnenhaften Ergebenheitsausdruck sollte man lachen machen, in diese Augen sollte die Freude huschen und helle Lichter darin entzünden, und nie mehr sollte die Heiterkeit aus dieser Stimme entweichen, die vorhin so leise und zagend darin geweht! Ach, dieser Frau sollte man das warme Menschenglück zum Weggenoß erkiesen!

Norden greift sich an die Stirne, hart, als möchte er einen Gedanken erdrücken, der dort emporsteigen will. Dann setzt er sich an den großen Tisch, der mit allerhand Zeichenutensilien bedeckt ist; fast unbewußt schiebt er einen Papierbogen zurecht und nimmt einen Bleistift. Und der Stift in seiner Hand beginnt sich zu bewegen, und die vornehmen Linien eines Frauenkörpers entstehen auf dem Karton, schlank und herb in den Formen und doch vom Adel der Reife umflossen. Und

auf dem feinen Halse ein schönes Haupt mit seltsam tiefen Augen, die in verdeckter Sehnsucht schauen, und Lippen, die das Klagen nicht kennen und in die des Leidens Lehre das Schweigen gepreßt.

Erstaunt schaut Ulrich Norden auf das Bild, dessen Werden sich unter geheimer Gewalt vollzogen, und seine Sinne beleben das Schwarz und Weiß des Kartons, und er sieht Marias Angesicht im feinen Spiele der Farben vor sich, sieht die ernste weiße Stirne und die braunen Augen, sieht das dunkle Haar, das sich in zartem Goldglanz an Stirn und Schläfen schmiegt. Und plötzlich wird ein alter Traum in ihm wach, der beim ersten Anblick Marias schon an die Wände seines Erinnerns gepocht, und nun weiß er auf einmal, woran dies stille Weib ihn gemahnt.

Der Traum weht seine Bilder vor ihn hin und erfüllt seine Seele wieder mit dem unruhigen Verwundern wie damals durch die scharfe Gegensätzlichkeit der Stimmung zu seiner Empfindung. Ulrich Norden liebt die jauchzenden Akkorde der Farben, die Strahlengarben entsenden; in jenem Traume aber bildete ein fahles, regloses Grau den Grundton.

Er wanderte auf einem weißlichstaubigen Pfade, der sich unübersehbar durch ein weites Tal dehnte. Und über das Tal spannte ein grauer Himmel sein schweres Licht, und die blassen Farben der Erde bebten beklommen zusammen mit denen des Firmaments. Und ferne am Ende des Pfades sah er eine Gestalt, schlank, mit grauem Tuche umgetan, die strebte langsam auf ihn zu, der ihr entgegenschreiten mußte; das Angesicht der Frau war bleich und seine Augen dunkel vor Sehnsucht, und die Lippen rührten leise an die Blätter einer Sternenblume, um die sich fromm die schmalen Hände schlangen. Und als er vor der stillen Gestalt angelangt, drängte ihn eine Macht nieder in den Staub der Straße; er wollte den Saum ihres Gewandes küssen und ihre Hände mit seinen Lippen streifen. Die Frau aber blieb bei seinem Anblick wie betroffen stehen; doch als er ihre Hände fassen wollte, schüttelte sie das Haupt, und ein Erschrecken flog über das Warten ihrer Augen. Dann neigte sie flüchtig sich nieder und berührte mit dem kühlen Munde seine Stirne und wallte stille an ihm vorbei, weiter in der grenzenlosen Oede des grauen Tales. Seine Glieder aber waren plötzlich wie gelähmt, und seine Füße versagten jeglichen Dienst, und ob er der Frau auch hätte folgen wollen, so hätte er es nicht vermocht, und seine Ohnmächtigkeit erfüllte ihm das Herz mit Verzweiflung...

War es das Weltabgewandte in Marias Wesen, das ihm diesen Traum zurückgeführt? Glichen nicht die Züge jener Schattengestalt den ihren? Zitterte nicht auch in ihrem Blick jenes unbenennbare Etwas, das die Dinge in ihrer eigentlichen Wesenheit nicht zu erfassen und ein Ziel zu verfolgen schien, das andere nicht sahen und das nur ihren Augen sichtbar war?

Traurig starrt Norden auf den Karton, der Marias Züge trägt, schwer stützt er den Kopf in die Hand: „Und soviel Lieblichkeit gleitet hier stille durch die Tage, und ein Idiot legt seine blöden Arme darum!"

Ulrich Norden schleudert in zorniger Bewegung den Zeichenstift zu Boden: „Und so und nicht ein Titelchen anders sollte die sein, der ich die Hände entgegendehnen wollte: Gott Dank, daß ich dich gefunden, du Eine! Ueber die Breiten der Erde suchte ich dich! Im Wirrwarr der Töne, die das All durchrauschen, horchte meine Seele nach dir!"

Der Mann stöhnt auf und schlägt sich mit hartem Lachen an die Stirne: „Schuft ich! Ist eines andern Weib, trägt eines andern Namen!" Dann stiert er vor sich hin und fragt gemartert: „Sein Weib ... Doch nimmermehr in der heiligsten, in diesem Falle schaudervollsten Bedeutung? Nie kann dies erduldet werden ... Gleichviel, sie ist durch das Gesetz gekettet an den geistig und seelisch Toten, ach, und mehr noch als durch das Gesetz durch dies Unermeßliche an Treue, an erbarmungsvoller Liebe!"

Für einen Augenblick glätten sich die Züge des Malers, um bald darauf von neuer Bewegung durchwühlt zu werden: „Aber wenn im eigentlichsten Sinne nicht mehr sein Weib, wenn Seele und Intellekt entflohen und keinerlei höchste Gemeinschaft besteht, warum dann den ehrlichen Kampf nicht wagen? Warum dann durch Leben nicht Leben gewinnen, nicht ein Glück sich erringen, hell wie die Sonne ... Warum?"

„Schuft, ich!" ächzt da der Mann zum zweiten Male.

* * *

Maria Waldau hat ihre Schritte in die Küche gelenkt. Nun ist die Helligkeit wieder aus ihren Zügen entwichen, die vorhin mit rosigem Leuchten darüber hingeglitten. Nun liegt wieder schwermütiger Ernst auf dem Frauengesicht und in der Stimme weht keine Heiterkeit mehr.

„Wie war der Herr, Lina?"

„Ganz ordentlich, gnädige Frau; jetzt liegt er auf dem Ruhebette und schläft!"

„Bereiten Sie die Butterbrote für den Herrn..." Maria stockt eine kurze Zeit, und aus ihren Worten klingt eine merkliche Unentschlossenheit, wie sie nun sagt: „Und hernach machen Sie Tee für den fremden Herrn und mich ... Ida soll ihn oben auf der Terrasse servieren!"

Bereut Maria Waldau ihr Zugeständnis, daß sie nun so zögernd, fast widerwillig spricht? Dünkt es sie denn nicht schön, für einmal wieder mit Gesundheit und Freude zu Tische zu sitzen? Ach, wohl zieht der Gedanke wie heimliches Licht über ihre Seele; aber sie ist so scheu geworden in diesen Jahren und so gewöhnt an Dunkel und Dämmerung, daß sie eine Bangigkeit empfindet vor allem, was hell ist!

Langsam öffnet sie die Türe zu dem Zimmer ihres Mannes. Sie tritt in einen Raum von ungewöhnlicher Größe, dessen weiter Ausbau den Blick in den Garten gewährt, der mit dem Glanz seiner Rosen duftend und leuchtend hineinscheint in das Gemach. Der feingetäfelte Fußboden des Zimmers ist mit einem köstlichen Perserteppich bedeckt, an dem das Gewebe rund im Kreise in schmaler Bahn auffallend niedergetreten ist. Auf einem breiten Ruhelager, über das sich ebenfalls farbenschöne Teppiche breiten, liegt die massige Gestalt eines Mannes. Der unruhig Schlummernde hat den Kopf mit den dunkeln Haaren, die zerwühlt nach allen Seiten starren, in die Hände gedrückt, sodaß man das Antlitz nicht sieht. Das Ruhebett ist mit einem Haufen zerknitterter und

halbzerfetzter Zeitschriften und Zeitungen bestreut. Zeitungsblätter, zerknüllt und glatt, liegen auch auf dem Boden. Maria beugt sich nieder und hebt geräuschlos das zerstreute Papier auf, alles vorsichtig auf einem großen Tische ausglättend und aufschichtend.

„Armer," flüstert sie und blickt mit einer unendlichen Traurigkeit auf den Schlummernden, „da hast du wohl wieder studiert, daß deine Krankheit unheilbar und daß auf der ganzen weiten Welt niemand so elend und krank wie du, wie wir, reich und doch bettelarm, lebendig und doch tot!"

Marias Gesicht nimmt einen sehnsüchtigen Ausdruck an, in den sich ein Hauch gläubiger Zuversicht mischt, als sie nun leise flüsternd ihre Gedanken weiterspinnt: „Aber einmal, Lieber, kommt das Erwachen, sieghaft wie Morgenschein! Dann wallt das Trübsalsgewölk von dannen und nimmt das Unheil mit fort; dann kommen Glück und Gesundheit, und du fühlst wieder, daß meine Hand in deiner ruht, und unsere Seelen tauschen von neuem seligen Gruß! Sicher, Lieber, so muß, so wird es sein!"

Maria geht leise zum Fenster, ihre Hände verschlingen sich über dem schweren Griff. In einem tiefen Verlangen blickt sie über das Rosengeschimmer des Gartens und wendet dann die Augen zurück zu dem Kranken: „Du, meine Liebe hat Sehnsucht! Du, meine Treue wartet auf dich! Der Kampf mit den Dämonen des Lebens ist schwer; sie umdrohen mich so bang, und ihre Mienen jagen mir Furcht ein! Du, hilf mir doch!"

Maria stockt, mit einer irren, suchenden Bewegung wandern ihre Blicke durch den Raum; sie sinkt in die Knie, und in spröden Lauten bricht es von ihren Lippen: „Großer Gott, der du alles kannst, der du König bist über Werden und Vergehen, halte seine Seele nicht länger bei dir! Gib mir seine Seele zurück! Sprich dein Allmachtswort! Ach, denke es nur und hauche die Wahngebilde aus diesem armen kranken Hirn! Und wenn du nicht in dieser Stunde und wenn du nicht heute die Wunder deiner Kraft mir offenbaren willst, aus Barmherzigkeit, Herr, dann gib ein Zeichen mir, wann dieses Elend ende! Irgendwie laß mich deine Gnade erkennen, damit deine Härte mich nicht zermalmt!"

Stummes Schluchzen rinnt durch Marias Leib.

Plötzlich strecken sich ihre Arme dem Schlummernden entgegen, in den überweiten Augen glüht das Unglück, und als sei ihr Vertrauen in die irdische Liebesallmacht größer als in die himmlische, so wendet sie sich jetzt mit ihrem Flehen wieder direkt an den Kranken: „Kehre doch endlich heim! Ahnst du denn nicht, was es heißt, den langen endlosen Lebenstag so zu stehen wie ich, immer wartend, immer die Hände deiner Rückkehr entgegendehnend? Ach, wie wollte ich die Arme um dich schlingen, wenn du endlich kämest! Wie wollte meine Liebe dir die Heimkehr traulich machen! Du kanntest mich doch einst so gut! Kennst du denn jetzt mich so wenig, daß du diese Qual mir antust? Ach, um der Liebe willen, die uns einstens vereint, nimm endlich den Kampf auf mit dir und dem Wahnsinn!"

Ist der Schmerz in Marias Worten hingeschlichen zum Lager des Unglücklichen, hat er seinen Schlummer geweckt?

Die schwarze Gestalt auf dem Ruhebett bewegt sich; die Hände lösen sich von einem blassen gedunsenen Gesicht, das von einem schwarzen Vollbart wirr umrahmt ist. Dunkle Augen blicken trostlos auf das junge Weib, und mit der Stimme eines klagenden Kindes sagt der Mann: „Ich bin so krank, Maria, ich bin nur eine Hülle, in der alles gestorben! In mir lebt nichts mehr. Ich bin ganz hohl, Maria, und werde bald völlig zergehen!"

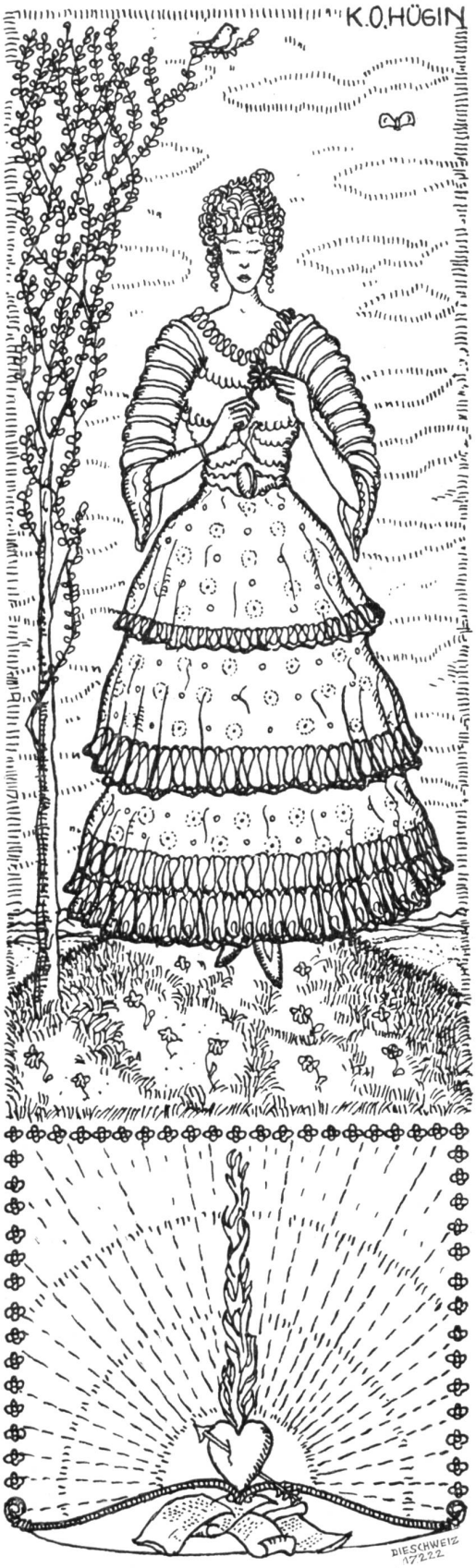
In unglücklicher Müdigkeit starrt der Kranke auf sein Weib und streicht sich über die Stirne und faßt sich an die Arme, als wolle er sich seiner Körperlichkeit vergewissern: „Maria, es ist schrecklich . . . schrecklich; einen tiefern Jammer hat die Welt noch nie gekannt! So arm wie wir, so krank wie du und ich ist niemand sonst auf dieser Erde! Gott ist tot; wir sind von Gott verlassen, Maria, von Gott verlassen!"

„Nicht doch, Lieber, Gott lebt; er wird dich wieder gesund werden lassen!" flüstert Maria; aber der müde Satz der Gewohnheit schleicht bang von ihren Lippen und umschließt keinen Trost.

In trauriger Ungläubigkeit schüttelt der Kranke das Haupt und sagt dann mit einer unendlichen, leicht verweisenden Ueberlegenheit, als seien ihm alle Dinge völlig klar: „Nein, Maria, für uns ist keine Rettung mehr! Gott hat die Kraft verloren, Gott ist tot, Maria! Das weiß nun bald ein jeder. Und alles wird sterben, und wir sind schon gestorben. Glaube mir, ich las es heute wieder in den Büchern; auf jeder Seite steht es geschrieben. Ach, Maria, solch ein Elend gibt es nicht wieder, solange die Welt sein wird! Krank, verlassen und arm, so furchtbar geschlagen wie wir, wie du und ich, war keiner noch! Es steht in den Büchern, Maria, lies in den Büchern!" Maria verweilt gesenkten Hauptes vor dem Manne und sagt kein Wort. Ach, nun peitscht die Not ihre Seele, und sie preßt die Lippen zusammen, damit sie nicht aufschreien vor Qual!

Der Kranke erhebt sich schwerfällig, richtet seine mächtige Gestalt vor Maria groß empor und schaut sie voll Verzweiflung an; in seinen Augen liegt ein Ausdruck, als hätten sie das Elend der Welt getrunken. Dann fährt er Maria in leichter Verweisung über die Stirne und spricht mit schluchzenden Lauten: „Du bist sehr krank, Maria, glaube mir, sehr krank!" Immer erbarmungswürdiger schaut er auf das junge Weib; er schlägt sich an die Brust, und schneidender und erschütternder wird das Weh in seiner Stimme: „Es ist meine Schuld, Maria, meine schreckliche Schuld! Niemals wird sie mir vergeben werden! Ich hätte Gott dienen sollen. Doch nun kann ich nicht mehr wollen; denn mein Wille ist völlig zerbrochen; alles ist leer in mir und zernichtet, und Gott ist gestorben; niemand kann daran mehr zweifeln. Nun herrscht die Hölle um uns und sendet uns ihre Verdammung!"

Drohender reckt der Kranke seine Gestalt; trostloser blicken seine Augen, und nun ist es, als habe seine Stimme das große Geheimnis aller Menschennot zu enthüllen, da er sagt: „Weißt du auch die furchtbarste Qual, Maria, welche die Hölle den Lebenden sendet? Die Qual, die alle Verzweiflung umschließt? Daß wir nichts haben, was wir in die Tage legen können als die ewige Langeweile! Maria, die Tage sind endlos und die Stunden so leer! Und aus jeder Stunde, ach,




Karl Otto Hügin, Zürich. Liebesorakel.

aus jeder Minute glotzt die Langeweile! Glaube mir, keine Qual der Hölle ist furchtbarer als sie; ich habe darüber nachgedacht, ja, ich habe darüber nachgedacht; ich muß es wissen! O, der Jammer, der nimmer enden wollende Jammer!"

Der Arme schlägt die klobigen Hände über den gekrümmten Rücken, neigt das verschwommene Gesicht tief vornüber und beginnt in engem, Schwindel erregendem Kreise ein trostloses Wandern. Streng, im gleichen rastlosen Tempo verfolgt er des Teppichs ausgetretene Spur, niemals langsamer werdend, niemals den fürchterlichen Kreis erweiternd, immer vorwärtsgepeitscht von der erbarmungslosen, Entsetzen und Schrecken triefenden Gewalt des Wahnsinns, immer in Grauen erregender Hast undeutliche Worte aneinanderkettend, die in ihrer Einförmigkeit entsetzlich klagend den Raum durchziehen.

Ein kleines, schlohweißes Hündchen mit langen seidigen Haaren und klugen Augen trippelt außerordentlich flink hinter dem Rastlosen her, macht eine Zeit lang treu die grausige Runde mit, hebt dann wartend und bittend den Kopf, und als der Kranke nicht innehält in seiner Wanderung, kauert es sich erschöpft, hastig atmend nieder auf dem Ruhebett.

Auch Maria sucht dem rasenden Tempo des Mannes zu folgen und will den Arm um seinen Nacken schlingen. Aber der Kranke schüttelt die Umarmung wie eine lästige Störung ab und hebt nicht die Blicke dabei. Da fallen Marias Arme schlaff zur Seite; verstört neigt sie das Haupt, und eine Angst kommt plötzlich über sie, die ihr das Atmen schwer macht. Hat denn der Schmerz heute seine Werkzeuge feiner geschliffen? Hat er Erfahrung gesammelt, um sie tiefer in ihr Herz zu stoßen? Ach, Maria Waldau fühlt, daß dies einer von den Tagen ist, in denen die Not ihres Lebens mit traurigern Augen emporschaut aus der Gelassenheit, die sie sonst dunkel und eintönig bedeckt.

Da unterbricht der Kranke sein schrecklich jagendes Gemurmel; gedehnt und vorwurfsvoll wendet er sich an die stille Frau: „Wann bekomme ich etwas zu essen, Maria? Du lassest mich noch völlig verhungern, du sorgst nicht mehr für mich; wir werden am Ende alle beide verhungern! Wir sind so arm; wir haben bald gar nichts mehr und müssen Knochen und Krusten nagen, ärger als die Bettler, schlimmer als die Hunde! O, die Schuld! Die furchtbare Schuld! Ich hätte Gott dienen sollen! Gott — dienen ..."

Und wieder beginnt das gräßliche Wortgewirr, immer im gleichen dumpfen Tonfall, nie höher, nie tiefer, und der Wahnsinn hebt von neuem seine Geißel und peitscht sein Opfer in schwindelndem Kreislauf ...

Maria eilt hinaus. Als sie mit einer Platte voll kleiner Fleischbrötchen zurückkommt, greift der Kranke, der seine Wanderung bei ihrem Nahen lauschend und lauernd unterbrochen, trotz einer zurückziehenden Bewegung Marias hastig in die Butterbrote; dann setzt er, heftig kauend und unaufhörlich murmelnd, seinen Rundgang fort.

Maria hält die Platte jetzt vorsichtig versteckt; von Zeit zu Zeit reicht sie dem scheu und bettelnd zu ihr Aufschauenden ein Brötchen, das mit entsetzlicher Hast zwischen den malmenden Zähnen verschwindet. Marias Seele leidet unter dem Anblick. „Nicht so gierig, Werner!" bittet sie. „Dies ist so häßlich! Nimm dich doch zusammen, ach, nur ein wenig; du kannst ordentlich essen, ich weiß es!"

Der Kranke stiert sie blöde an und schlingt weiter. Hin und wieder fällt ein Brocken aus seinem Munde zur Erde; dann kommt das schlohweiße Seidenhündchen, das aus schwarzen, punktigen Augen aufmerksam den Essenden verfolgt, eilig

herangetrippelt und frißt den Bissen auf. Kein Krümchen bleibt auf dem Teppich zurück.

Als der Teller geleert ist, schließt Maria die Türe leise hinter sich zu. Der gesättigte Mann bemerkt ihr Fortgehen nicht. Eine Weile bleibt das junge Weib lauschend stehen. Gedämpfter tönt das Gemurmel durch die Wände, dumpfer der Schritt, der seinen Pfad weiterstapft in fürchterlicher Genauigkeit, hundertmal — tausendmal...

Ein Seufzer zittert über Marias Lippen. Sie friert zusammen. Warum nur rieselt ihr das Grausen am warmen Tage so eisig durch die Glieder? Es hat sich doch nichts geändert in ihrem Leben! Der Zustand des Armen da drinnen ist nicht um ein Haarbreit schlimmer geworden. So, wie es heute ist, so war es gestern, so war es seit Monden, seit Jahren. Eher ist der Kranke im Laufe der langen Zeit ruhiger, in der Ausrundung seiner fixen Ideen klarer geworden; in seinen Wahnsinn ist Methode gekommen. Warum denn gräbt sich in dieser Stunde dies Leiden tiefer in ihre Seele? Warum schnürt sich ihr das Herz zusammen bei dem Gedanken an ein Morgen, das ihr die grausame Fortsetzung des Heute bringen wird? Ein Ton der Verzweiflung ringt sich aus der Kehle Marias; sie verkrampft die Hände...

Da knarrt die Küchentür; Lina tritt in die Halle: „Gnädige Frau, es ist alles oben gerichtet!"

Das Wesen der Dienerin ist ganz freudig, so wichtig erscheint ihr die Tatsache, daß ihre Herrin heute einen Gast bei sich sieht.

Maria hat ihre ruhige Haltung wiedergewonnen: „Ich komme!" sagt sie leise. Aber nach wenigen Schritten bleibt sie unschlüssig stehen. Urplötzlich dünkt es sie qualvoll, hinaufzugehen, urplötzlich weiß sie, warum das Leben heute seine Leiden so tief in ihre Seele gräbt, daß ihre Schmerzen wie aus frischen Wunden bluten, und sie zaudert, ob sie den Schritt tun soll, der sie für einmal hinausführt aus der Misere ihrer Tage in das Land der Jugend und gesunden Kraft, die aus ihrer Fülle freudig nach allen Seiten spendet. Hat sie nicht vorhin für eines Augenblicks Dauer in diesem Sonnenlande gestanden? Ist nicht eine Sehnsucht aufgeflammt in ihr, also daß ihr Wesen für wenige Herzschläge das Gewand der schwerschleppenden Müdigkeit abwarf? Ist es nicht wie Lichterschein über ihre Seele gehuscht?

Hilflos streicht Maria über ihr Kleid. Ihr ist angst, in die Klarheit zu schauen, die aus der Tiefe ihres Denkens emporsteigen will. Mit hartem Druck greift sie zum Herzen und raunt angstvoll und beschwichtigend zugleich: „Nein, nein! Ich bin in Treuen dein! Sei ruhig mein Lieb!"

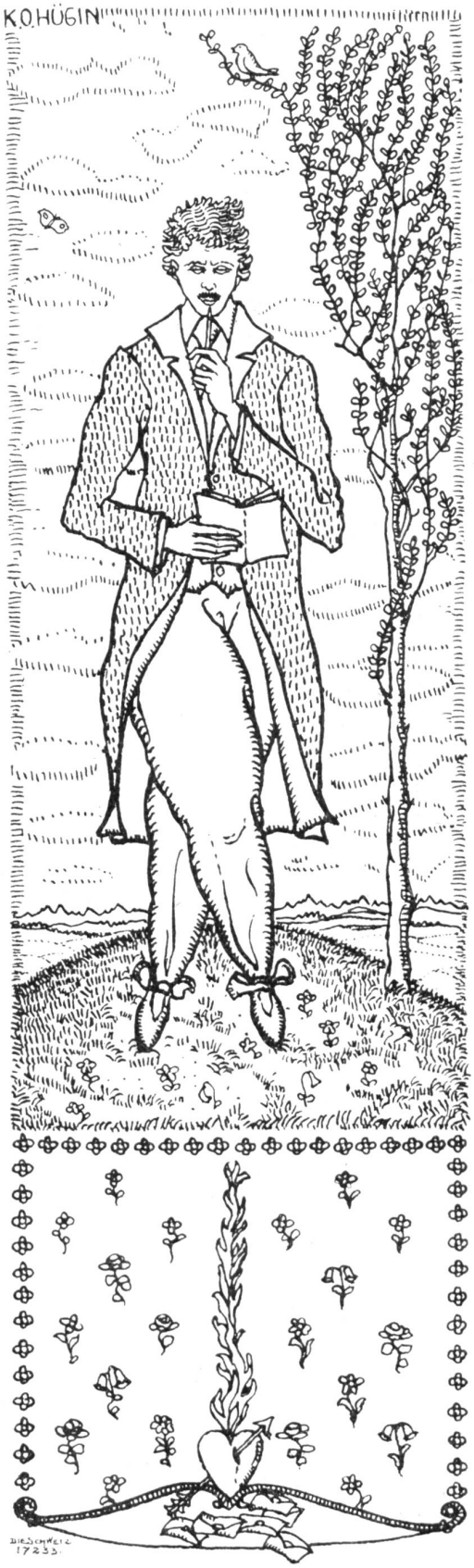
In tiefem Erblassen, an allen Gliedern bebend, schaut Maria Waldau vor sich hin. Ach, nun rast ein Sturm über ihr Wesen und zerknickt, was ihm nicht gefällt! Halt suchend legt sie den Arm um den Treppenpfeiler und lehnt den Kopf an das Holz. Und durch die Türe des großen Raumes tönt des Hauses kranker Lebenston, und der Irrsinn schleicht sich durch die Spalten und reigt mit seinen Spukgestalten durch die Luft...

Da kommt Ida die Treppe herunter, und auch in ihrer Stimme liegt ein gehobener Klang, als sie meldet: „Gnädige Frau, der Tee ist serviert!"

Maria nickt schwerfällig; dann schreitet sie die Stufen hinan.

Auf der Mitte der Treppe bleibt sie aufatmend stehen. Ihre Miene wird freier, und plötzlich fragt sie laut: „Bin ich denn so schwach und klein? Versagt mir meine Kraft so traurig schnell? Oder bin ich selber schon so krank und mein Denken so verrückt, daß ich mich fürchte vor dem, was gesund ist und gut?"

Wie Trotz klingt es in ihrer Stimme, und es ist, als




Karl Otto Hügin, Zürich. Liebesgedicht.

Karl Otto Hügin, Zürich.

wende sie sich an eine unsichtbare Macht, mit der sie in geheimen Kämpfen stehe, da sie nun weiterspricht: „So will ich denn zeigen, daß ich stark bin auch für ein Strählchen Sonne, auch für ein Fleckchen ungewohnter Wärme und für eines Menschen kluges Angesicht!"

Gefestigten Fußes betritt Maria das Atelier, und als besäße sie die Gabe, den Gram aus den Zügen schwinden zu lassen, wann immer sie will, so wendet sie sich jetzt mit gelassenem Ausdruck an ihren Gast: „Verzeihen Sie mein Ausbleiben, Herr Norden; nun aber bin ich frei für die nächsten Stunden! Kommen Sie, wir wollen Tee trinken!"

Marias Stimme ist über dem Sprechen immer freier geworden und hat am Ende jegliche Befangenheit abgeschüttelt. Da ahnt niemand, daß kurze Zeit vorher wütende Stürme ihr Wesen niedergepreßt. Die beiden begeben sich auf die Terrasse und setzen sich an den Teetisch, auf den Maria noch eine Schale mit Rosen stellt.

Behaglich lehnt sich Norden in den Korbsessel zurück und schaut mit einem Ausdruck der Andacht auf Maria, die ruhig und anmutig ihres Amtes als Wirtin waltet.

Was für feine Linien diese junge Frau in jeder Bewegung zeigt! Nie hat Norden so sprechende Hände gesehen! Man meint, es ihnen anzusehen, daß sie das Glück umfassen möchten! Norden hätte sehr gerne diese schmalen, blassen, sehnsüchtigen Finger ehrfürchtig an seine Lippen gezogen; aber dies wagt er natürlich nicht. Er muß sich zusammennehmen, um auf die Fragen Marias die richtigen Antworten zu geben. Dankbar genießt er die Stunde, den Augenblick.

Es ist wundervoll hier zu sitzen, es ist wie die Verkörperung eines Traumes. Die Luft ist so warm und tiefblau, und die Tannen, die dort an den Hängen gen Himmel ragen, strömen ihre Würze in die Luft, und die Rosen im Garten hauchen ihren Balsam hinein. Nirgendwo hat Norden eine solche Entfaltung von Rosen gesehen, wie hier auf der Rosenau. Unten im Garten, an den Hauswänden, an der Brüstung und den Säulen der Terrasse hängt es in leuchtender Pracht. Bis zum Giebel rankt sich der Glanz empor, zärtlich schmiegt er sich dort an den Epheu und entreißt ihm die Schwermut; prangend in dicken roten Büscheln spielt er mit dem Sommerwind. „Was für ein Königskleid der Sommer Ihrem Hause angezogen hat!" sagt Norden und sucht sich seinen Gedanken zu entwinden.

„Ja," antwortet Maria, und über ihre Augen zieht der goldige Hauch, wie sie träumerisch in das Blühen blickt; „es ist schön und für mich die von jedem Jahre neu erharrte Offenbarung und Tröstung. Das sproßt aus der starren Erde, so heimlich und hungrig, und entfaltet plötzlich wie ein Wunder seine Schönheit und erglüht auch farbenfreudig dort, wo unser armer Verstand nur unfruchtbaren Boden wähnte, und feiert selige Feste in aller Verstecktheit. Und wenn es in jedem kahlen Reise quillt und Blüten treibt, dann hofft man wieder und läßt die alten Träume hinausschweben in das Land . . ."

Die letzten Worte sagt Maria in jener leisen abgewendeten Art, und ihre Blicke sind traurig dabei. Ach, sie denkt wohl daran, daß ihre Träume trotz Blütenglanz und Rosenduft immer wieder mit trübem Angesicht und zerrissenen Schleiern zurückkehren und mit schmerzlichem Kinderweinen auf ihre leeren Hände schauen.

Unverwandt betrachtet Norden Maria. Die Schwere des jüngst durchkämpften Kampfes will sich auf's neue seiner bemächtigen und sein Wesen lähmen; immer dunkler und gebannter blickt er auf die, deren große Augen vieles und nichts zu erfassen scheinen.

Da rafft er sich empor und schüttelt die Last seiner Gedanken von sich.

Ach, diese da soll für einen Sommernachmittag glücklich sein! Diese da, deren Worte so bang und schwer ihre Erinnerungen einhertragen, soll fröhlich werden! Schlummert nicht Freude in allen Menschen? Er wird sie erwecken in dieser, er wird ihre blassen Hände fassen und sie hinausleiten aus den mystischen Gefilden ihrer Leiden! Er wird alle Schreckgestalten vertreiben, und Sonnenlicht soll sie umspielen. Die Welt ist schön! Die Welt ist hell, und das strahlige Glück durchschreitet sie mit wehenden Gewändern; man muß nur wissen, ihm zu begegnen. Er weiß die Wege und wird mit Maria Waldau dem Glücke entgegenschreiten und sprechen: „Nun grüße uns beide! Verweile und segne uns!"

Da beginnt Ulrich Norden mit herzenswarmer Anschaulichkeit von seinem Wander- und Künstlerleben zu

„Philister, die ihre Familie lüften."

erzählen. In stetig wechselnder, steigender Schönheit läßt er eine goldene Bilderkugel vor den Augen der still lauschenden Frau auf- und niederschweben, und die Herrlichkeiten der Welt spiegeln sich in den schimmernden Wänden. Hat Maria Waldau das Meer gesehen, wenn es Strahlen sprüht im Lichte des Tages? Ist sie einmal an seinem einsamen Strande gesessen, wenn die Abendsonne Flammen über die endlosen, leise wellenden Wasser lodert? Kennt sie das Hochgebirge und seine Erhabenheit? Ist es nicht, als sei die Welt dort so schön wie am ersten Tage der vollendeten Schöpfung, da Gott sah, daß die Dinge gut waren, die er gemacht? Gibt es etwas, dem Himmel der Hochgebirge vergleichbar? Er breitet einen Glanz seiner Herrlichkeit über die weißen Felder, also daß es ausschaut, als spanne sich zartblaue Schimmerseide über sie hin! Ach, auch nicht des begnadetsten Malers Pinsel vermöchte diese zauberschönen Töne von Blau zu Blau wiederzugeben! Ist Maria Waldau schon einmal durch diese großen Einsamkeiten gewandert, wo die Seele zu klingen beginnt und mitten im tiefen Winter die Kraft der ewigen Sonne verspürt? Hat sie gesehen, wie an den Hängen, von denen der Sturm Eis und Schnee weggerissen und ganze Stücke des Erdreichs entblößt, der Boden leise dampft und heimliche Wärme entsendet? Ist sie schon einmal seelenallein über lange Strecken rauhen Gerölls in die Niederungen gegangen zu den verschwiegenen Seen und den wortarmen Menschen? Und weiterhin gen Süden, wo die Augen der Frauen glänzen und ihre Lippen lachen, wo die Fröhlichkeit durch die Straßen tanzt und die Sonne der Armut das Darben nimmt? Ach, es ist nicht zu sagen, wieviel Schönheit die Welt umfaßt und dem erschließt, der sie mit hellen Augen durchzieht! Und wieviel Freudigkeit die Dinge überfunkelt, wenn man sie richtig ins Licht hebt!

Marias Augen beginnen langsam wärmer zu werden; sicherlich, dieser Mann besitzt die Gabe, welche die Herzen erschließt und die Freude erweckt, und wie der Maler ihr nun humorvoll von den Menschen des Südens und des Nordens erzählt und in seine Beschreibungen drollige kleine Abenteuer einstreut, da lacht sie plötzlich leise auf und schaut dann fast erschrocken und bleibt mit einem Ausdruck dasitzen, als sei sie verwundert über das schüchterne Klingen ihres eigenen Lachens. Ulrich Norden aber schaut höchlichst befriedigt und fördert aus der Unerschöpflichkeit seiner Erinnerungen immer neue Köstlichkeiten zu Tage. Er gleicht einem Juwelenhändler des Ostens, der vor seinem Fürsten die edelsten Perlen und klarsten Steine stolz und demütig zugleich ausbreitet und mit Wohlgefallen den Eindruck beobachtet, den die Auserlesenheit seiner Kleinodien auf den Herrscher macht. Allmählich schwindet das Schwermütige, das Marias Wesen umschleiert, fast völlig. Kinderfreudig schaut sie auf Norden; Spannung und Glück schimmern in ihren Augen. Wahrlich, die Liebe besitzt einen Zauberschlüssel, mit dem sie die Trübsal verschließt und der Heiterkeit die Riegel öffnet! So, mit diesem Ausdruck der Sehnsucht und Andacht hat Maria Waldau wohl als Kind lieblichen Märchen gelauscht und verlangend die Blicke gehoben: „O mehr doch, mehr! Nun sage mir, wo endet dieser Weg? Wo zeigt sich das Feinste und Schönste? Ich möchte viel von jenen Sternenländern wissen!"

Aufatmend richtet sich Maria ein wenig empor, und nun faltet sie wirklich die Hände wie ein Kind, das beten und danken will: „Das war sehr schön," sagt sie leise, „dies hat mir gut getan; es ist herrlich, was Sie mir da von der Welt gezeigt . . . Ich wußte nicht mehr, daß die Dinge solchen Glanz besitzen!" Und wieder wie ein Kind, das sich erkenntlich erweisen möchte für eine Freude, die man ihm geschenkt, fährt sie eifrig fort: „Ich will Sie in den Rosengarten führen, Herr Norden, und das Stückchen Wald oben am Berge will ich Ihnen zeigen, wo ich am liebsten weile. Um diese Zeit liegt auf dem Tannengrunde die Sonne; dann gleiten goldene Kugeln die Bäume entlang, und der Blick fliegt weit über den Wald! Ich möchte, daß Sie zu Ihren schönsten Erinnerungen noch eine weitere fügen!"

Maria erhebt sich; immer noch blüht das Kinderlächeln auf ihrem Gesicht. Leuchtender werden Nordens Blicke, als sie die Anmut der schlanken Erscheinung umfangen.

Die beiden schreiten die Treppe hinunter. Nun haben Marias Bewegungen das Zögernde verloren, und die Geister der Traurigkeit treten für einmal nicht hemmend auf ihr Gewand. In der Halle nimmt sie einen breit-

randigen Hut und geht schnell in die Küche: „Lina, ich mache einen Spaziergang; halten Sie alles gut verriegelt und lassen Sie niemand ein!“

Dann neigt sie sich lauschend an die Türe des großen Zimmers: nichts als ein tiefes schnarchendes Atmen schleicht an ihr Ohr; da wendet sie sich in die Halle zurück: „Ich bin bereit, Herr Norden,“ sagt sie einfach; „nun wollen wir gehen!“

Aber Marias Gesicht ist wieder blasser geworden, und ein Zittern flieht durch die feine Gestalt. Ach, man sieht es, daß es ihr trotz dem großen Lichtverlangen schwer fällt, hinauszutreten in ungewohnten Glanz!

Beim Verlassen des Hauses verschließt Maria sorgfältig alle Ausgänge. „Wir sind hier sehr hinter Schloß und Riegel,“ sagt sie mit einem schwachen Versuche zu scherzen; „aber es ist besser so!“ Ihre Stimme wird schwer bei den letzten Worten, und wie sie den Schlüssel an der Türe, die vom Haus in den Garten führt, zweimal herumdreht, murmelt sie: „Ich — ich habe so viele harte Stunden verlebt, in denen mich die bange Furcht fast von Sinnen getrieben. Da wird man vorsichtig am helllichten Tage. Jetzt freilich ist mein armer Mann weder durch Güte noch durch strenges Ueberreden zu bewegen, das Haus zu verlassen und den kleinsten Gang in den Garten zu tun. Trotzdem fürchte ich, er könnte sich in einem unbewachten Augenblicke davonschleichen, wie einmal schon, da wir die Türen nicht so verschlossen hielten und — ich ihn wiederfand unten am Fluß. Ach, ich habe mit ihm ringen müssen, ich ...“ Maria schöpft Atem und preßt dann mühsam hervor: „Diese Stunden der Todesangst haben mich Vorsicht gelehrt!“

Stumm lauscht Norden Marias Worten. Was für eine Last an Not liegt auf dieses Weibes Seele!

Die beiden wandern über die Gartenwege, auf denen der feine Kies glimmert. Was den Blick von der Terrasse aus entzückte, berauscht ihn in der Nähe. Staunend lächeln die Rosen ihrer gegenseitigen Schönheit zu, und eine sendet der andern schmeichlerischen Gruß. Man könnte glauben, daß die Rosen von allen Farben und Arten der Welt sich in diesem Garten zu einem Huldigungsfeste vereint.

„Dies ist auserlesen schön,“ sagt Norden; „nie habe ich in nördlichen Ländern einen solchen Garten gesehen!“

„Es ist meines Mannes Schöpfung,“ sagt Maria; „er liebte die Rosen vor allen andern Blumen, immer schon, mit einer Ausschließlichkeit, die vielleicht schon krankhaft war!“

Träumerisch blickt Maria über den Garten, und nun blühen in ihrer Seele die Phantasien des armen Irren auf und drängen sich zitternd und sehnsüchtig in ihre Worte.

„Es soll wie im Märchen bei uns werden, Maria,“ flüstert sie, „wie in einem holden Feentraum; uns sollen Rosen leuchten, und die Welt ringsum soll trunken werden ob ihrer eigenen Pracht! Den Rosenkelchen mit ihren heimlichen Tiefen von Gold wollen wir ihre Geheimnisse ablauschen, uns sollen sie sagen, was sie andern verschließen! Ach, Maria, ein dionysisches Glück soll hier erblühen, wie nirgends sonst auf den Breiten der Erde!“

In Marias Augen schießen Tränen, und um ihren Mund zuckt es. Schwerfällig, nicht mehr unter der Hypnose der Erinnerung, sondern unter dem Banne der eigenen harten Enttäuschungen, spricht sie weiter: „Ach, es ist ein trauriges Märchen geworden, ein Feentraum, in dem die Verzweiflung schluchzt und der Jammer die Fäuste ballt gegen die Schönheit ... Als alles fertig war, als sich an die Bogen und Lauben und Gänge die Rosen schmiegten und die Schönheit jauchzen wollte bei uns, da schaute mein Mann mit stumpfen Blicken in sein lebendig gewordenes Märchen, und an seiner Seite stand der Wahnsinn und sprach seinen gräßlichen Bannspruch ... Und ich? Ich ...“

Maria lacht ein merkwürdiges, kurz anstoßendes Lachen, das schmerzlicher klingt als das schmerzlichste Weinen. Und weiter raunen ihre Gedanken dahin und richten quälerisch vergangene und gegenwärtige Bilder auf, und Ulrich Norden schaut düster auf diese Bilder und hat nicht die Kraft, sie zu zerreißen. Ach, es ist fürchterlich, auf sie hinsehen zu müssen; denn die Verzweiflung bemalt diese Bilder mit Farben, die in die Seele brennen, und das Verlassensein schreitet mit trostlosen Augen darin umher.

„Zuerst war noch der kleine Junge da,“ raunt Maria und neigt die Stirne; „der tastete seine Händchen in die meinen; da hatte der Fluch des Wahnsinns sein Gegengewicht, da fühlte ich mich noch reich und gesegnet vor vielen. Dann hat mir der Tod den kleinen Jungen aus den Armen gerissen, und dann hatte ich nichts mehr, was ich der Verzweiflung entgegenhalten konnte, nichts als meine leeren Arme, und die Verzweiflung liebt die leeren Arme; da kann sie sich dehnen und weiten, da macht sie sich am liebsten heimisch. Die Rosen ringsum aber blühten weiter und fragten: ‚Wo hast du denn den kleinen Jungen, der sonst immer bei dir war; es ist bei weitem schöner gewesen, als sein Lachen noch den Garten durchklang; wir hörten es gerne!‘ Und ich schnitt die Schönsten ab, die so sprachen, und sagte: ‚Wenn ihr Sehnsucht habt, der kleine Junge ist draußen auf dem Kirchhofe!‘ Und ich brachte sie auf sein Grab: ‚Da ist er! Was wollt ihr machen? Gott ist gestorben!‘“

(Schluß folgt).

---

# Holder Zauber.

Ich saß im Felde
Am Schattenbaum,
Die Wipfel rauschten,
Ich hört' es kaum.

Ein Vöglein sang mir
Vom nächsten Ast,
Kein Mückchen störte
Die kühle Rast.

Bewundernd schau' ich
Dem Falter zu;
Sein leuchtend Wiegen
Raubt mir die Ruh.

Da tanzt, entschwebend
Dem Sonnenschein,
Ein seid'ner Falter
Zu mir herein.

Und wonnetrunken
Durch Lüfte hin
Leicht mit ihm schwärmend
Enteilt mein Sinn ...

Auf weichen Flügeln,
Ihm unbewußt,
Welch holder Liebreiz,
Welch süße Lust!

Johannes Ninck, Winterthur.